

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 8

51. Jahrgang

August 1997

*Man streicht Gott, um desto besser religiöse
Gefühle bedienen zu können.*

Norbert Bolz

Auf dem Rückzug?

Nur für 17,3 Prozent der Deutschen ist Gott ein „persönliches Gegenüber“. Das jedenfalls ergab eine EMNID-Umfrage zum Thema „Was glauben die Deutschen?“, die die evangelische Wochenzeitung „Das Sonntagsblatt“ im Vorfeld des jüngsten Kirchentags (vgl. ds. Heft, S. 400ff.) durchführen ließ. Weit höhere Werte als die Vorstellung von Gott als persönlichem Gegenüber erzielten die Antwortmöglichkeiten, Gott sei „in der Natur“, er sei eine „nichtpersönliche, universale Kraft“ oder er sei „im Menschen“. Selbst bei denjenigen, die sich in der Umfrage als häufige Kirchgänger einstuften, entschied sich nur ein Drittel für den persönlichen Gott.

Die jüngste EMNID-Umfrage steht mit diesem Befund keineswegs allein da. Auch andere Befragungen zu Religiosität und Kirchenbindung aus den letzten Jahren in Deutschland wie in anderen westeuropäischen Ländern belegen, daß der Glaube an Gott als Person an Boden verliert und das Gottesbild der Menschen unschärfer wird, bis hinein in die Reihen der kirchlich stärker Gebundenen. Natürlich ist der Aussagewert solcher demoskopischer Daten begrenzt, fehlt ihnen vor allem die Tiefenschärfe. Aber sie sind doch ein ernstzunehmendes Indiz für einen Wandel im religiösen Profil unserer Zeitgenossen, der zu denken gibt oder doch zu denken geben sollte.

Daß Menschen nicht mehr an einen persönlichen Gott glauben, kann damit zu tun haben, daß sie aus einem verengten und unzulänglichen Gottesbild herausgewachsen sind, mit dem sie nichts mehr anfangen können: Gott als der gestrenge Übervater, dessen Auge alles sieht und der jede Übertretung seiner Gebote sogleich ahndet; Gott als der „liebe Gott“, als der allzeit bereite Nothelfer, den man aber doch vergeblich mit Bitten bestürmt, der sich gegenüber

dem Bösen und Schrecklichen in dieser Welt dann doch als ohnmächtig erweist; Gott als der himmlische Herrscher mit seinem Hofstaat aus Engeln und Heiligen, von dem man zu selbstverständlich und naiv-anschaulich geredet oder gedacht hat.

Der persönliche Gott liegt nicht im Trend

Die Abkehr vom persönlichen Gott kann auch Ausdruck der Abschwächung der Bindung an die christliche Glaubens-tradition und der Angleichung an den allgemeinen religiös-weltanschaulichen Trend sein. Wer nicht oder nicht mehr mit den biblischen Texten vertraut ist, in denen sich Menschen in der Geschichte Israels und des frühen Christentums bittend, lobend und dankend an Gott wenden, wer nicht mit einer gewissen Regelmäßigkeit beim Gottesdienst in solche Texte einstimmt, dessen Gottesvorstellung wird leicht blaß und unbestimmt. Natürlich ist das Gebet, das sich an Gott als persönliches Gegenüber richtet, nicht an feste Formeln gebunden; aber die christlich-kirchliche Sprachtradition mit ihren Gebets- und Liedtexten, mit den vielfältigen Zeugnissen ihrer Spiritualität bietet ein Reservoir, dessen Ausfall leicht zu religiöser Sprachlosigkeit führen kann – mit den entsprechenden Folgen für den Gottesbezug.

Auch vom *kulturell-religiösen Umfeld* wird heute der Glaube an einen persönlichen Gott ganz und gar nicht begünstigt. An die Stelle der geordneten Welt, an deren Spitze Gott thront, ist das unendliche Universum getreten, in dem sich der Mensch und die von ihm bewohnte Erde als bloße Staubkörner wiederfinden. Das „deus sive natura“ eines Spinoza liegt da allemal näher als die Vorstellung von einem Gott,

der sich um die Menschen kümmert, mit ihnen in eine heilsgeschichtliche Beziehung tritt.

Es gibt heute vielfach ein starkes Verlangen nach Selbstfindung und Selbststabilisierung angesichts der Gefährdung der eigenen Identität durch beruflichen und privaten Streß, durch allgemeine Hektik und Oberflächlichkeit. Dabei geht der Blick nach innen, in die Tiefendimensionen des eigenen Selbst. Dementsprechend liegt es auch nahe, Gott „im Menschen“ zu suchen, wobei er dann mit den innersten Antrieben und Kräften des Menschen ebenso zusammenfallen kann wie im anderen Extremfall mit der alles umgreifenden Natur.

Und ist schließlich der „eifernde Gott“ der jüdisch-christlichen Tradition nicht ein massives Hindernis für den *Dialog zwischen den Religionen*? Leistet nicht die Vorstellung von einem persönlichen Gott, der die Menschen in der Geschichte anspricht und von ihnen wiederum angesprochen sein will, einem verhängnisvollen Fundamentalismus Vorschub, der verbissenen Durchsetzung und Überhöhung religiöser Wahrheits- und Geltungsansprüche? Ist es nicht letztlich menschenfreundlicher und einfacher, entweder viele Götter bzw. göttliche Kräfte zu verehren oder ein unnennbares, nicht näher zu identifizierendes göttliches Prinzip anzunehmen, als an dem einen Gott festzuhalten, der sich in seiner Offenbarung definiert hat? Solche und ähnliche Fragen liegen heute in der Luft, und sie treiben nicht nur Menschen um, die dem christlichen Glauben den Abschied gegeben haben oder ihn höchstens ganz von ferne kennen.

Auch für den Glaubenden bleibt Gott ein Geheimnis

Die Antwort der Kirche auf diese Fragen kann schlechterdings nicht darin bestehen, die biblische Rede vom lebendigen und persönlichen Gott zur Disposition zu stellen oder sie auch nur zugunsten der offenen oder versteckten Angleichung an die religiöse Bedürfnislage etwas verschämt in den Hintergrund treten zu lassen. „Machbar“ ist in dieser Richtung zweifellos vieles: Gottesdienste lassen sich so gestalten, daß sie sich in Gruppendynamik, Appellen zugunsten guter Zwecke oder der Erzeugung einer angenehmen Stimmung erschöpfen. Von Gott kann man so reden, daß er dabei zum bloßen fernen Horizont oder zur vagen Chiffre für irgend etwas „Höheres“ wird. Theologie läßt sich so treiben, daß sie ihre Verbindung zum Glaubensvollzug weitgehend ausblendet und sich auf die Verwaltung historischen Materials oder Analysen der gesellschaftlich-religiösen Gemengelage der Gegenwart beschränkt.

Wo solchen Versuchen nachgegeben wird, steht früher oder später die *Identität des Christlichen* auf dem Spiel. Aus dem biblischen Zeugnis, an dem Kirche und Theologie bleibend Maß zu nehmen haben, läßt sich der Gott eben nicht streichen, an den sich Jesus als seinen Vater wendet, in dessen Namen die Propheten ihre Heils- oder Unheilsbotschaft

ausrichten, der in den Psalmen in Bitte und Lob angerufen wird. Der Gottesdienst verliert seinen Sinn, wenn er in Wort und Ritual nicht auf den lebendigen Gott hin geöffnet ist. Und mit einem Gott „im Menschen“, in der Natur oder als „universale Kraft“ darf sich theologisches Nachdenken nicht zufriedengeben.

Damit ist allerdings nicht gesagt, solche Vorstellungen, die – siehe die eingangs erwähnte neue EMNID-Umfrage zum Glauben der Deutschen – offenbar weit verbreitet sind, müßten in Bausch und Bogen zurückgewiesen werden. Weder dem Glauben noch den Zeitgenossen ist wirklich geholfen, wenn man ihnen das biblisch-christliche Gottesbild einfach um die Ohren schlägt, ohne gleichzeitig nach *Anknüpfungsmöglichkeiten*, nach Brücken zu den heute gängigen Gottesvorstellungen Ausschau zu halten.

Gott ist nicht *nur* persönliches Gegenüber des Menschen, und er ist es vor allem auch nicht in dem Sinn, wie Menschen als Personen einander begegnen. Ein Gott, der sozusagen exklusiv ein Gott der Menschen und nicht gleichzeitig auch letzter Grund und tiefstes Geheimnis *aller* materiellen Wirklichkeit wäre, wäre nicht der Gott, von dem die Bibel gleich auf ihren allerersten Seiten spricht. Und Gott ist für den Menschen nicht nur ein „Außen“, sondern immer auch ein „Innen“; er ist nach einer bekannten Formulierung des *Augustinus* dem Menschen sogar innerlicher als dieser sich selbst. Die christliche Mystik – derzeit längst nicht so attraktiv wie mystische Traditionen anderer Weltreligionen – ist von diesem Anliegen zutiefst geprägt.

Gott ist, wie es *Martin Buber* einmal formuliert hat, das „beladenste“ aller Menschenworte: „Keines ist so besudelt, so zerfetzt worden.“ An dieser *Schattenseite* des Gottesverständnisses und der Rede von Gott hatten und haben auch die Christen und Kirchen ihren traurigen Anteil. Deshalb gehört zu den Voraussetzungen, die heute für eine Sensibilisierung von Menschen für die Botschaft vom persönlichen Gott unerlässlich sind, nicht zuletzt der ehrliche Umgang mit der eigenen Geschichte und Praxis der Gottesrede. Gott mußte in dieser Geschichte oft auch für fragwürdige Zwecke erhalten, mit dem Willen Gottes wurde teilweise auch ausgesprochen Inhumanes legitimiert, der lebendige Gott wurde zum Aufpasser verzwackt oder auch zur Stabilisierung von höchst weltlicher Autorität.

Und schließlich: Gott bleibt auch für den, der sich im Glauben auf ihn verläßt, ihn betend anruft und ihn mit anderen zusammen im Gottesdienst lobt, ein Geheimnis. Er wird auch für Glaubende nie zu einer Formel, die restlos aufgeht. Er ist eben kein Teil der Wirklichkeit, der sich für alle möglichen Zwecke funktionalisieren und mit dem sich alles anstandslos erklären ließe.

Es ist deshalb nicht damit getan, daß von Gott als bleibendem Geheimnis in der Verkündigung geredet wird oder daß sich Theologen bemühen, entsprechende Regeln für den Umgang mit dem Wort Gott zu entwerfen und zu begründen. Entscheidend ist vielmehr, daß man sich im normalen kirchlichen Alltag um die notwendige *Sorgfalt* bemüht, vom

Traugespräch bis zur Beerdigung, von der Religionsstunde in der Mittelstufe bis zum Glaubensseminar im Rahmen der kirchlichen Erwachsenenbildung. Nur wenn der offenbare und gleichzeitig geheimnishaft verborgene Gott im kirchlichen Betrieb nicht durch unkontrollierte Redseligkeit oder falsche Zungenschläge verschleudert wird, kann die Rede vom persönlichen Gott wieder neue Ausstrahlungskraft gewinnen.

Es ist gesagt worden, die Gottesfrage werde die Frage des nächsten Jahrhunderts sein. Vielleicht ist auch hier der Wunsch der Vater des Gedankens. Schließlich werden die heutigen Schwierigkeiten für den Gottesglauben nicht einfach verschwinden. Aber es spricht einiges dafür, daß die Gottesfrage wieder verstärkt auf die kulturell-weltanschauliche Tagesordnung drängt bzw. in absehbarer Zeit drängen wird.

Da ist zum einen die *Begegnung der Religionen*, die im Zuge weiterer weltweiter Vernetzung und Kommunikation an Bedeutung zunehmen wird. Die Frage nach möglichen Gemeinsamkeiten und bleibender Verschiedenheit der großen religiösen Traditionen spitzt sich vor allem beim Verständnis des Göttlichen zu, nicht zuletzt im Verhältnis von Christentum und Buddhismus: Ist Gott der allem Begreifen entzogene Abgrund des Nichts, oder der in seiner Geschichte mit dem Volk Israel und schließlich in seinem Sohn und Geist Erschlossene? Sind die vielen göttlichen Kräfte Masken und vorläufige Bilder des einen, unnennbaren Göttlichen, oder gibt es den einen Gott, der einer von ihm grundsätzlich geschiedenen, wenn auch auf ihn bezogenen Welt gegenübersteht?

Da ist zum anderen das Denken der späten Moderne. In ihm wirkt der Weg des Gottesgedankens seit Descartes und Kant über Hegel bis zu Nietzsche nach: Versuche, Gott ins philosophische System bei gleichzeitiger Absetzung vom biblisch-traditionellen Gottesverständnis hineinzunehmen, aber auch ein teils resignierter, teils selbstbewußter Atheismus, der den Gottesgedanken als letztes Hindernis zur Befreiung und Selbstermächtigung des Menschen bekämpft. Aber gleichzeitig gibt es im Zeichen der radikalisierten, ihrer selbst nicht mehr sicheren Moderne da und dort auch eine neue philosophische Offenheit für so etwas wie einen „göttlichen Gott“ und damit für den lebendigen Gott der religiösen Überlieferung oder sogar den „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“, wie ihn *Blaise Pascal* zu Beginn der Neuzeit erfahren hat.

Kein Restbestand naiver Frömmigkeit

Die Frage nach Gott könnte aber auch jenseits philosophischer Denkanstrengungen und interreligiöser Begegnungen an Gewicht gewinnen, sowohl für den einzelnen Menschen als auch – eher indirekt – für das gesellschaftliche Zusammenleben insgesamt. Sicher geht manche kirchliche Rhetorik mit der Formel von der „Gesellschaft ohne Gott“, die bei

weitergehender Schwächung kirchlicher Bindungen und christlicher Tradition drohe, vorschnell und leichtfertig um. Das schon deshalb, weil es in früheren Zeiten, als Gott mehr oder weniger selbstverständlich war, nicht unbedingt menschlicher und christlicher zugeht.

Aber es ist ganz und gar nicht unerheblich, ob Menschen sich vor Gott verantwortlich wissen oder nur auf sich selbst bezogen sind, ob sie auf magische Kräfte setzen oder auf Gott als Geheimnis der Welt, ob sie sich einem blinden kosmischen Schicksal ausgeliefert sehen oder auf die Liebe Gottes vertrauen, auch wenn vieles im Weltlauf gegen diese spricht. Wohin sich die Waage angesichts dieser Alternativen in spätmodernen Gesellschaften in absehbarer Zeit neigt, ist schwer vorauszusehen. Aber die Entwicklung in die eine oder andere Richtung kann nicht ohne Auswirkungen auf ihr gelebtes Ethos und die Ordnung ihres Gemeinwesens bleiben.

Umfragen sind kein Evangelium

„Minderheit mit Zukunft“ hieß ein Memorandum, das ostdeutsche Protestanten vor zwei Jahren vorlegten. Man könnte diese Kurzformel auch auf die Minderheit übertragen, die nach der neuen Umfrage an Gott als ein persönliches Gegenüber glaubt. Sie braucht sich nicht als Nachhut zu fühlen, die irgendwo den Anschluß gegenüber anderen, attraktiveren oder dem allgemeinen Bewußtsein plausibleren Gottesvorstellungen verpaßt hat und in einer Art kirchlich-theologischem Naturschutzpark ihr Gnadenbrot fristet.

Sie hat vielmehr allen Anlaß, mit ihren Pfunden zu wuchern: Die Vorstellung, daß Gott sich der Welt und dem Menschen in Liebe zuwendet, daß darum Menschen vor sein Antlitz treten und ihn ansprechen können, ist kein Restbestand naiver Frömmigkeit oder unaufgeklärter Religiosität. Sie macht den Kern des christlichen Glaubens aus und läßt sich im weltanschaulich-religiösen Konzert der Gegenwart durchaus mit guten Gründen vertreten und verteidigen. Die Auseinandersetzung mit dem Leiden als „Fels des Atheismus“ (*Georg Büchner*) bleibt den Glaubenden nicht erspart. Aber sie halten in Anklage wie Vertrauen die Theodizeefrage am Leben, die um der Würde des Menschen willen nicht einfach durch den Verweis auf die Gesetze der Evolution ausgebelt werden darf.

Umfragen sind kein Evangelium; aus demoskopischen Befunden lassen sich keine unmittelbaren Anweisungen für kirchliches Handeln ableiten. Für die Verkündigung darf auch nicht maßgebend sein, was „die Deutschen glauben“ oder nicht glauben, ob sich die Werte bei der einen oder anderen Antwort um einige Prozentpunkte verbessert oder verschlechtert haben. Das gilt grundsätzlich auch für die Frage nach den Vorstellungen über Gott. Aber solche Umfrageergebnisse müßten ein Anstoß sein, intensiver die Voraussetzungen wie Konsequenzen des Glaubens an den persönlichen Gott in den Blick zu nehmen. *Ulrich Ruh*